

Vergessen

Wenn man sich über das Problem des Vergessens im Lebensverlauf kundig macht, gelangt man bald zu einem literarischen Werk, das als Lieblingsreferenz in der interdisziplinären Gedächtnisforschung gelten kann. Seinem Verfasser, dem französischen Romancier Marcel Proust, geht es um einen, letztlich durch den Genuss eines Gebäckstücks ausgelösten, gewaltigen Erinnerungsturm des Romanprotagonisten – das Buch aber trägt den Titel *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Der Ausgangspunkt aller Erinnerungsverwicklungen ist demnach die Einsicht, weite Teile des bisher gelebten Lebens vergessen zu haben. Dieses Vergessen ist nicht etwas, das völlig spurlos vergangen und damit endgültig verschwunden wäre. In bestimmten Situationen, durch bewusst aufgesuchte oder zufällige, oft sinnliche Erinnerungsreize, werden Eindrücke stimuliert, die tief im Bewusstsein vergraben zu sein scheinen. Prousts Gedächtnistheorie ist eine Theorie des unfreiwilligen Erinnerns, das mehr vergangene Eindrücke vergegenwärtigt, als ursprünglich vermutet. Das Vergessene ist somit ein Wissen, welches seinem Träger oder seiner Trägerin aufgrund vergangenen Erlebens körperlich eingeschrieben, aber zur Bewältigung des Alltags nicht automatisch verfügbar ist. Man kann sich das Vergessene wie die brodelnde Lava unter einem Vulkan vorstellen, die gelegentlich und durch mehr oder weniger bekannte Ausgänge langsam hervorquillt oder eruptiv ihren Weg an die Oberfläche findet.

Das Wissen, welches Menschen im Laufe ihres Lebens ansammeln und das in einen kleinen, dem bewussten Zugriff verfügbaren und einen großen, diesem Zugriff verstellten Bereich unterschieden wird, steht im Gegensatz zu antiken Konzeptionen von Gedächtnis und Vergessen. So geht Platon davon aus, dass der Mensch im Lebensverlauf Wissen anhäuft und so vom unwissenden Kind zum weisen Greis wird (vgl. Dimbath 2014). Durch Tod und Wiedergeburt bleibt die Seele erhalten – allerdings vergisst sie auf ihrer Wanderung durch die Unterwelt und bei der Überquerung des Flusses Lethe alles, was sie im vorgängigen Leben erfahren hat. Vergessen führt somit dazu, dass das grundsätzlich vorhandene Weltwissen immer aufs Neue wiedergefunden werden muss. Während Platon also von einem endlichen

universellen Wissen ausgeht, das allerdings in jedem Leben durch Erinnern neu erschlossen werden muss, stellt sich Proust ein individuelles Wissen vor, das in weiten Teilen dem bewussten Zugriff nicht zur Verfügung steht und mehr oder weniger zufällig ins Bewusstsein gerückt werden kann. Vergessen ist in beiden Fällen der Vorgang eines vermeintlichen und oberflächlichen Verlusts des Wissens, das aber irgendwann in der Tiefe der Welt sowie in der Tiefe des Individuums angelegt wurde.

In der Alltagssprache ist das Wort „vergessen“ diffus. Im Wesentlichen scheint es mit Formen des Verlusts oder Verzichts zusammenzuhängen: Was „man vergessen kann“, wird nicht mehr gebraucht bzw. soll nicht mehr gebraucht werden, und was „man vergessen hat“, ist bedauerlicherweise gerade nicht verfügbar. Das Wörterbuch akzentuiert eher den Aspekt des Verlusts, wenn es „vergessen“ damit umschreibt, dass man etwas aus dem (geistigen) Besitz verliert (Duden 2007: 1805). So gesehen ist auch die Amnesie, die infolge einer Hirnschädigung entsteht, eine Variante des Vergessens.

Erinnern erfolgt erst dann, wenn etwas nicht automatisch abrufbar ist. Es setzt als kognitiver Vorgang ein, sofern ein Vergessen vorausgegangen ist. Wenn Erinnern möglich ist, kann Vergessen nicht mit einem vollständigen Verschwinden oder einer Löschung in Verbindung gebracht werden. Allerdings findet Erinnern nicht statt, indem im „Oberstübchen“ gesucht, gefunden und dann etwas Vergangenes hervorgezogen wird. Das Gedächtnis ist kein Speicher, in dem vergangene Erlebnisse herumliegen. Vielmehr ist Erinnern ein Konstruktionsprozess, der im Rückgriff auf Spuren vergangenen Erlebens und entlang eingefahrener Bahnen des Wahrnehmens und Denkens eine frühere Erfahrung in der Gegenwart neu – als Erinnerung – herstellt (vgl. Dimbath/Heinlein 2015). Auf ein körperliches Erleben folgt eine Erfahrung, sobald man sich des Erlebten bewusst wird. Erleben findet permanent statt, aber nur ein Teil des Erlebten wird gedanklich reflektiert. Die Erfahrung, die ihrerseits ein (geistiges) Erlebnis darstellt und eine Spur hinterlässt, kann durch das Erinnern bewusst aufgesucht bzw. aus mehreren Verknüpfungen ähnlicher Spuren als erlebte Erfahrung neu geschaffen werden.

Ein Gedächtnis ist somit einerseits die Organisation des Rückgriffs auf Spuren im Sinne von Zuordnung und Selektion. Andererseits ist es durch die Möglichkeit, bei diesen Vorgängen zwischen vorher und nachher zu unterscheiden, die Voraussetzung allen Zeitbewusstseins. Das „gute Gedächtnis“ wäre dann nicht eines, das viel behält, sondern eines, das Erinnerungen ermöglicht, die der erfolgreichen Orientierung in einer gegenwärtigen Situation zuträglich sind und sie zeitlich einzuordnen vermag. Im Hintergrund solcher konstruktiven Operationen ruhen all diejenigen Eindrücke oder Spuren, welche für den gegenwärtigen Moment des Erinnerns nicht gebraucht werden. Je seltener auf sie zugegriffen wird, desto weiter tritt

die Spur hinter relevanteren Eindrücken zurück – der Pfad verwildert. Alles, was nicht aktualisiert wird, wird somit vergessen. Dabei kann man von unterschiedlichen „Tiefen“ ausgehen und nach dem längst Vergessenen, dem Verdrängten, dem Verdeckten, dem Übersehenen oder auch dem nur kurz Entfallenen differenzieren. Der Verlust aus dem geistigen Besitz ist eine gedächtnisspezifische Unverfügbarkeit. Zugleich bleibt die Möglichkeit bestehen, dass das Gedächtnis einen uralten und lange vergessenen Eindruck wieder aufgreift. Prousts Protagonist erlebt dies mit dem Biss in das Gebäckstück.

Was veranlasst das Gedächtnis, dieses hervorzuheben, jenes auszublenden und dabei eine bestimmte Form von Zeitlichkeit zu erzeugen? Hierauf gibt es aus sozialphilosophischer bzw. gedächtnissoziologischer Sicht zwei Antworten (vgl. Dimbath/Heinlein 2015): Die eine entstammt der Lebensphilosophie und dem amerikanischen Pragmatismus. Sie geht davon aus, dass das Gedächtnis mehr oder weniger intuitiv und über einen Ähnlichkeitsabgleich diejenigen Eindrücke oder Spuren aktiviert, die für eine anstehende Problemlösung relevant sein könnten. Die andere erwächst der französischen Soziologie und besteht darin, dass der Mensch nicht anders kann, als sich an sozialen Strukturen zu orientieren. Dabei deutet er jede Situation gemäß der Muster, die ihm im Laufe seines Lebens beigebracht wurden. Solche Ordnungen – bspw. die Familie – bezeichnet der Wegbereiter der Gedächtnissoziologie Maurice Halbwachs als gesellschaftliche Bezugsrahmen. Sie variieren je nach Kultur und bilden das kollektive Gedächtnis. In jedem Fall erzeugt das individuelle Gedächtnis mit jeder erinnernden Orientierungsanstrengung ein neues Erlebnis und in der Folge gegebenenfalls eine mit einem Zeitindex versehene Erfahrung. Dabei bleibt der Erfolg relevanter als der Misserfolg, weshalb in Zukunft diejenigen Spuren eher aufgenommen werden, die in ähnlichen Situationen erfolversprechend sind. Zudem finden auf den ersten Blick Anpassungsleistungen statt, indem die Situation in die etablierten Strukturen hineingedeutet wird. Dass sich die Rahmen auch ändern können, zeigt sich, wenn aus dem Erinnern ein von anderen erlebbares Erzeugnis wie bspw. eine Erzählung hervorgeht, die ausnahmsweise die gesellschaftliche Ordnung verändern kann. Es entstehen dann neue Verhältnisse, an denen sich das Erinnern entzündet. Vergessen findet somit in zweierlei Hinsicht statt: Auf der individuellen Ebene werden diejenigen Erlebnisaspekte vergessen, die weder in die Problemlösungssituation noch in das soziale Setting der Situation passen. Auf der sozialen Ebene geraten die Aspekte der gesellschaftlichen Rahmen in Vergessenheit, welche durch neu hinzugekommene Erzeugnisse nicht mehr relevant sind. Sie erscheinen dann als „aus der Zeit gefallen“.

Auch der Lebenslauf – nicht nur verstanden als retrospektive Biografieerzählung, sondern auch als Muster kulturell verfestigter und zeitlich-sequentiell ange-

ordneter Stationen des Lebens bzw. als Zeitregime – ist ein gesellschaftlicher Bezugsrahmen. In der Lebenslaufforschung wurde seine Veränderungsdynamik im Zusammenhang mit der Institutionalisierung sowie der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs (Kohli 1985) diskutiert. Aus gedächtnissoziologischer Sicht steht mit der Institutionalisierungsannahme zunächst die Orientierungsleistung lebensverlaufsspezifischen Wissens aus eigenen und sozial vermittelten Erinnerungen im Fokus. Zugleich wird deutlich, dass weite Teile alltäglichen Erlebens, die nicht von sozialen Erwartungen „gefasst“ sind, dem Vergessen anheimfallen. Die De-Institutionalisierungsannahme zielt auf einen Wandel bzw. auf eine Diffusion vormals eng definierter Erwartungshorizonte. Dabei ist nicht davon auszugehen, dass der Lebenslauf als Rahmen an Bedeutung verlöre; vielmehr handelt es sich um eine Erweiterung der Gestaltungsmöglichkeiten insbesondere mit Blick auf die Reihenfolge und Wiederholbarkeit der einzelnen Positionen unter der Bedingung subjektiver Lebensführung (Kohli 1994). Die Erwartungsstruktur der Institution verändert sich mit Blick auf Bildungs- sowie Bindungsphasen und -formen, bleibt jedoch insofern bestehen, dass irgendwann im Leben Bildungs- und familiale oder erwerbsmäßige Bindungsphasen stattfinden und dass diese Abschnitte sowohl für die legitimatorische Darstellung eines gelungenen Lebens als auch für die identitätsspezifische Rekonstruktion des eigenen Lebens erinnert werden. Es sind also sozial relevante und verwertbare Formen, die einen in Stationen oder Schlaglichter fragmentierten Lebenslauf präsent halten, was sich auch auf die Zeitwahrnehmung auswirkt und dazu führt, dass zwar alles seine Zeit haben kann, diese Zeit jedoch nicht mehr als sequentiell festgelegte Lebenszeit erscheint. Was sich nicht in die institutionalisierten Erwartungsformate einordnen lässt, wird in der Regel nicht benötigt und bedarf, wenn es vor dem Vergessen bewahrt werden soll, einer besonderen Behandlung – bspw. durch Selbstdokumentation. Mit anderen Worten vergessen wir die allermeisten Eindrücke unseres gelebten Lebens. Abseits dieser gesellschaftlich umrahmten Bezugspunkte sind es nur die besonders hervorstechenden Erlebnisse, die persistent erhalten bleiben – dabei allerdings verdrängt oder so verfremdet werden, dass man mit Blick auf das originäre Erleben ebenfalls von einem weitgehenden Vergessen ausgehen muss.

Fast alles, was nicht unmittelbar zur Bewältigung des Lebens gebraucht wird, fällt dem Vergessen anheim. Mit Blick auf die „Schule des Lebens“, also das, was sich im Lebensverlauf an Erfahrungen ansammelt, handelt es sich auf den ersten Blick um Erinnern. Begreift man aber Gedächtnis als Selektionsinstanz, verwandelt sich die Frage, warum etwas erinnert wird, in die Frage, warum bestimmte Erlebnisse *nicht* erinnert werden. Die Selektion nach akuter Relevanz ist also nicht der einzige Gesichtspunkt. Neben der Verdrängung traumatischer Erlebnisse zeigt sich dies bei (Auto-)Biografien als erinnerungskonstruktiven Erzählungen, die bestimm-

te Schwerpunkte setzen und vieles weglassen – zum Beispiel, wenn man sich bewusst an bestimmte Erlebnisse *nicht* erinnern will. Ein solches Vergessenwollen als Handlung ist von „automatischer“ Vergesslichkeit zu unterscheiden, da dem Vergessen eine bewusste Steuerung zugrunde liegt (vgl. Dimbath 2014).

In Bezug auf den Lebens(ver)lauf lassen sich unterschiedliche Strategien des Verschwindenlassens im Sinne eines Relevanzverzichts erkennen:

a) Verwahrensvergessenheit: Manchen Dingen, die einem Individuum im Alltag begegnen oder von ihm hergestellt werden, kommt eine hohe Bedeutung zu – auch wenn sie bei der Bewältigung des Alltags kaum (mehr) gebraucht werden. Vielleicht wurden sie aufgrund ihrer vergangenen Bedeutung nicht weggegeben oder weggeworfen, sondern irgendwo aufbewahrt – vermutlich an einem Ort, an dem sie den alltäglichen Verrichtungen nicht im Wege stehen. Mitunter wurde dies als Verwahrensvergessenheit bezeichnet. Für den Lebenslauf handelt es sich hier um eine Klasse von Dingen, die den Menschen ein ganzes Leben begleiten und, im Fall dass man zufällig auf sie stößt, bestimmte Erinnerungen und ein Bewusstsein von „verlorener Zeit“ auch abseits des institutionellen Rahmens hervorzurufen vermögen. Allein das Verwahren an einem peripheren Ort kann als Vergessensabsicht verstanden werden.

b) Löschung und Reinigung: Manche Erlebnisse und mit ihnen verbundene Erzeugnisse haben im Alltag so deutliche Spuren hinterlassen, dass sie immer wieder hervorkommen bzw. stören. Sofern sie kein Nostalgiegefühl auslösen, können sie „entsorgt“ werden. Besonders schwierig wird das zum Beispiel bei Vergessensentscheidungen, die mit vergangenen Beziehungen verbunden sind. Vergessen soll dann durch das Entsorgen von Erinnerungen oder durch den bewussten Wechsel der Kontexte – etwa des Freundeskreises, des Wohnortes oder des Arbeitgebers – erreicht werden. Im Fokus steht hierbei die Löschung bestehender Vergangenheitsbezüge sowie die Reinigung der Lebensbezüge von Spuren dieser Vergangenheit.

c) Beschweigen: Bewusstes Vergessen richtet sich auch auf Episoden im Lebensverlauf, die schambesetzt sind oder als anderweitig schmerzhaft erinnert werden. Die alltagstherapeutische Aufforderung, nicht mehr über etwas zu sprechen oder nicht mehr daran zu denken, ist das Bemühen, Erinnerungsstimuli zu meiden. Auch wenn Formen der Tabuisierung oder des kommunikativen Beschweigens in der Regel auf eine wechselseitige „Übereinkunft“ angewiesen sind, mag das Ausblenden belastender Erfahrungen als Autosuggestion funktionieren. Mit Blick auf den Lebenslauf ist das Schweigen über Episoden erfolgversprechender, die nicht permanent von institutionalisierten Erinnerungsankern adressiert und abgerufen werden. Ein Mittel, sozial dunkle Stellen zu übertünchen, kann darin bestehen, beschönigende Darstellungen zu konstruieren oder einfach so zu tun, als sei der Makel gar nicht aufgetreten.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Vergessen bei der Thematisierung des Lebens(ver)laufs und der Biografie konstitutiv ist. Dies zeigt sich mitunter an einer gedächtnisspezifischen Form von Zeitlichkeit: Die gesellschaftlich sinnhafte Lebenszeit besteht in einem selektiven Rahmen von Vorstellungen, in welcher Reihenfolge einzelne Lebensabschnitte „normalerweise“ angeordnet sind und wie lange diese Episoden zu dauern haben. Alternative Ordnungen, nach denen über die Lebensspanne nachgedacht werden könnte, sind weder vorgesehen noch könnten sie umstandslos eingesetzt werden: Das Zeitregime des institutionalisierten Lebenslaufs bezieht sich auf vereinzelte Erinnerungsanker und nicht auf die Reflexion der Dauer von Lebensabschnitten. Wäre dies der Fall, würden wir nicht vergessen haben, dass Momente der Langeweile und des Wartens auf altersspezifische Autonomiegewinne die Kindheit und Jugend zu als extrem lang empfundenen Abschnitten haben werden lassen. Schön war sie, die Jugendzeit – aber wie habe ich mich im Alter von zehn, dreizehn oder sechzehn Jahren gefühlt?

Oliver Dimbath

LITERATUR

- Dimbath, O. (2014): Oblivionismus. Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft. Konstanz: UVK.
- Dimbath, O./Heinlein, M. (2015): Gedächtnissoziologie. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Duden (2007): Deutsches Universalwörterbuch (6., überarb. und erw. Auflage). Mannheim: Dudenverlag.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Kohli, M. (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 219-244.
- Proust, M. (1981): In Swanns Welt. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Erster Teil. Frankfurt am Main: Suhrkamp.